als Gast komme ich zu euch. Gestattet, daß ich euch meine Herrlichkeiten zeige! Herrlichkeiten, die eure Augen noch nie geschaut haben." Damit schälte der fremde Mann, der in fremde Kleider gehüllt war, aus einer Fellrolle blitzende Gegenstände heraus, legte sie zu Füßen der gaffenden, fellumhangenen Sandhügelbewohner. Ein Redeschwall stürzte aus des Fremden Munde. Seine Zuhörer verstanden nichts davon. Soviel redet der „Graue Elch" nicht von Neumond zu Neumond wie der Fremde, nach dem Sonnenstande gemessen, von einem Eichenwipfel zum anderen. Er faßte eine glänzende, feinverzierte Bronzeklinge mit Hirschhornschaft, nahm dem ältesten Sohn den erlegten Hasen aus der Hand und trennte mit unerhörter Geschicklichkeit das Fell vom Körper, weidete ihn aus und reichte ihn mitsamt dem Messer, dem Jäger zurück. Wählte eine lange Kugelkopfnadel, raffte die unordentlich hängenden, mit spitzen Knochenstücken gehaltenen Schaffelle der Frau über der Brust zusammen und stieß mit einem Ruck die Nadel durch die Enden. Als der Fremde mit einer Spange an den wirren Haarschopf des Gebieters heran wollte, erhielt er einen Stoß gegen die Brust. Aus dumpfer Betäubung erhob sich der „Graue Elch". Seine Stimme klang wie das ferne Röhren eines Hirsches. Er forderte Weib und Sohn auf, dem Fremden die Gegenstände zurückzugeben. Auch sie waren wie betäubt. Zögernd folgten sie ihrem Gebieter. Mürrisch packte der Fremde die glitzernde Habe ein und trollte mit seinem Pferde von dannen, begleitet von den beiden Söhnen.

Der Alte streichelte das neue Steinbeil. Seine Arbeit von vielen, vielen Monden. Sie sollte nun nichts mehr bedeuten? Wegen der neuen, glänzenden Sachen, die er eben gesehen hatte? Diese schwachen, zerbrechlichen Dinger! Ha, der geschwätzige Fremde sollte nur einmal den Schädel des Bären damit zu spalten versuchen. Elend zersplittern würde seine lumpige Klinge. Und wie der widerwärtige Kerl schwatzte. Schwatzt ein Mann soviel? Der „Graue Elch" versank in tiefes Sinnen.

Am Abend kehrten die Söhne zurück und traten scheu vor ihren Vater. Zögernd erzählte der älteste, daß er auf Drängen des Händlers das Bronzemesser angenommen habe. Es würde gute Dienste beim Ausweiden des Wildes verrichten. Und die Nadel . . . Mit aufsteigendem Zorn hörte der Alte zu.

„Was gabt ihr dem Fremden dafür?"

„Das Bärenfell."

Der „Graue Elch" brüllte auf. Blutroter Schein war vor seinen Augen. Die Hände griffen nach dem neuen Beil, und er stürmte den Hügel hinab.

Waldesdämmerung umfing ihn. Bevor es Nacht wurde, mußte er den Fremden haben. Den Wildpfad entlang eilte der „Graue Elch" tiefgebückt. Die Augen auf die Hufspur gerichtet. Ein grauer, böser Geist eilte durch den Wald . . .

Am anderen Tage, als die Sonne am höchsten stand, brachten die Söhne ihren Vater. Stumm und kalt lag er auf belaubten Aesten, eine tiefe Wunde in der Brust.

Die Seinen schichteten dürres Holz auf der Spitze des Hügels zu einem Scheiterhaufen und legten ihren toten Gebieter darauf.

Rot loderten die Flammen. Die drei Menschen hockten ringsum und stierten in die Glut. Zwischen den Knien der Frau wartete eine bauchige, schwarze Urne auf die Asche des Toten, auf die Kugelkopfnadel und auf das Bronzemesser mit Hirschhornschaft.

—⊙—

Räuberkrieg in Afghanistan

Der belagerte Wartturm. — Billy rettet den Funkapparat. — Flugzeuge bringen im letzten Augenblick Hilfe.

Von Sirdar Ikbal Ali Schah.

Wir waren von Kabul, der afghanischen Hauptstadt, aus etwa 150 Kilometer weit nach Norden geflogen, um dort zu entdecken, daß der berüchtigte Räuber Saban einen Außenposten belagerte. Das Ausbleiben aller Nachricht von dort hatte in der Hauptstadt Besorgnis erregt. Nun landeten wir auf einer freien Fläche vor dem kleinen Fort, um den Belagerten nach Möglichkeit zu helfen.

Kaum waren wir niedergegangen, da schlossen die Räuber den Kreis enger um den Turm, der über dem Blockhaus des Außenpostens aufragte. Im nächsten Augenblick sah ich, wie dem Soldaten hinter dem Maschinengewehr die Pelzmütze vom Kopfe geschossen wurde. Todesröcheln kam aus der Kehle des Mannes, und als ich auf das Gewehr zusprang, spürte ich einen stechenden Schmerz im Bein.

Plötzlich stockte das Feuer. Vielleicht hatten die Räuber ihre letzte Patrone verschossen. Billy — er war ein guter Afghane und trug nur um seiner geringen englischen Kenntnisse willen diesen Namen — schlug deshalb vor, wir sollten die Toten und Verwundeten ins Flugzeug schaffen und abfliegen. Doch der Offizier, der den Außenposten befehligte, wollte davon nichts wissen.

Wir blieben weiter auf der Hut, unterhielten nur langsames Feuer und berieten. Die Abendsonne vergoldete eben die fernen grauen Wälle der Berge. Zehn Minuten später verbrämte ihre rote Glut die schartigen Kämme am Horizont mit goldenem Schimmer. Die Nacht senkte sich rasch auf Berg und Tal, verschlang alles, selbst die weißen Schneekuppen des Hindukusch. Die Sterne blinkten auf ein trauriges Bild hernieder: Drei kampfunfähige Männer waren noch übrig geblieben.

Ich kroch zu dem kampfunfähigen Offizier, flüsterte ihm zu, die einzige Möglichkeit zu entkommen, sei, wenn es uns gelänge, den Militärflughafen zu benachrichtigen und Hilfe heranzuholen, bevor die Banditen im Schutze der Nacht angriffen. Doch das Funkgerät des Außenpostens war zerschossen worden. So blieb uns nichts anderes übrig, als den Apparat heranzuschaffen, der sich im Flugzeug befand.

Billy erbot sich freiwillig, den Versuch zu unternehmen: „Ich bin der beste Schütze, und außerdem weint mir keiner eine Träne nach, wenn ich sterbe, nicht einmal der Schneider in Kabul, denn ich habe leider meine Rechnung vor ein paar Tagen bezahlt."

Tatsächlich hatte Billy dem Tod zu oft ins Auge gesehen, um darüber nun sentimental zu werden. So tauchte er entschlossen in der Dunkelheit unter.

Da schoß ein gelber Blitz durch die Nacht. Gewehre krachten, und Kugeln spritzten gegen die Felsen. Billy war getroffen. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß die elektrische Fackel, die seiner verwundeten Hand entglitten war, ihm nun gerade ins verzerrte Gesicht schien.

Aus seiner Lage konnte ich erkennen, daß Billy das Rundfunkgerät aus dem Flugzeug geholt hatte. Doch gleich darauf schlugen die Geschosse rechts und links von seinem Gesicht ein, das so gespensterhaft beschienen wurde. Ich schauderte bis ins Mark. Ich bin nicht besonders tapfer. Aber kein Soldat mag es sehen, wenn sein Kamerad in einer solchen Lage abgeschlachtet werden soll. So sagte ich zum Offizier: „Paß auf Deine Leute auf! Ich will Billy in Sicherheit bringen oder nicht wiederkommen."

Ob nun meine Beinwunde leichter oder schwerer Natur war, hatte ich im Augenblick ganz vergessen. Ich ließ mich die Steinmauer hinabgleiten, und das Schicksal wollte es, daß ich von den Kugeln des Feindes verschont blieb, bis ich Billy erreichte. Ich kroch und wälzte mich Zoll um Zoll vorwärts. Vier, drei Fuß noch. Dann konnte ich die Hand nach der brennenden Fackel ausstrecken. Da sang eine Kugel herüber. Blut kam von meinem kleinen Finger. Das Geschoß zersplitterte die Fackel, grub sich eine Spanne von Billys Gesicht entfernt in den Boden ein.

Ich weiß heute noch nicht, ob es ein übernatürliches Wesen oder ich selbst war, der Billy mit meinem Turban auf meinen Rücken band. Vielleicht klammerte sich auch der Verwundete von selbst so fest an mich. Auf jeden Fall krochen wir zum Turm zurück, und ich schoß noch unterwegs.

Wir waren schon weiter gekommen, als drei Räuber wie die Wahnsinnigen hinter Felsblöcken hervorbrachen, brennende Fackeln schwangen. Sie sprangen, kreischten schrill, hieben mit ihren langen afghanischen Säbeln durch die Luft. Ein Maschinengewehr tackte aus dem Dunkeln heraus, und die Fackeln leuchteten in leblosen Händen weiter, als die Räuber schon auf dem Gesicht lagen.

Billy kam jetzt wieder zur Besinnung. Er fragte, was denn eigentlich los sei, ob wir das Gerät in Sicherheit gebracht hätten und nun funken könnten. Dann verlor er wieder das Bewußtsein.

Das Feuer hatte für kurze Zeit aufgehört. Wir erreichten den Turm. Da öffnete Billy wieder langsam die Augen. Dann setzte er sich aufrecht, starrte ins Innere des Turmes, wo der schwerverwundete Offizier lag. Er wollte aufstehen, konnte es aber nicht. Sein rechter Knöchel war zerschmettert. Außerdem wies sein linker Arm ein paar Löcher auf. Schließlich stand er aber doch mit Hilfe eines Gewehres auf. Ein paar Minuten später konnte er in die Nacht hineinfunken: „Sendet Hilfe! Außenposten in Gefahr. Wir werden uns durch einen Scheinwerfer zu erkennen geben."

„Einen Scheinwerfer!" zürnte ich. „Du Narr! Wo zum Teufel sollen wir den Scheinwerfer hernehmen? Und wenn wir einen Scheiterhaufen anstecken, so werden wir eine großartige Zielscheibe für die Banditen sein." Doch Billy wiegte nur noch den Kopf. Die Nachricht war abgegangen. Also mußten wir das Feuer anstecken.

Wir verlebten weitere Minuten der Angst und Ratlosigkeit. Dann erbot sich einer der Soldaten auf die Kuppe hinter uns zu klettern und alles zu tun, um das rettende Feuer anzuzünden. Er wollte einen Behälter mit Petroleum mit hinauf nehmen, den Inhalt über die Büsche dort ausschütten und diese anzünden, sodaß die Hilfsflugzeuge unsere Stellung ausmachen konnten.

Tapfer sprang der Soldat mit seiner Petroleumkanne aus dem Schutze des ummauerten Turms. Jede Minute war kostbar. In kurzem würden die Flugzeuge nach uns suchen, doch es mußte ihnen trotz ihrer Scheinwerfer unmöglich sein, inmitten Hunderter von Bergspitzen unseren kleinen Turm zu finden, wenn nicht ein Feuer unser Signal war.

Zoll um Zoll, wie eine Rieseneidechse, kroch der Soldat auf die Büsche zu. Jetzt spritzte er das Petroleum aus. Das ganz schwache Summen von Fleugzeugmotoren erreichte unser Ohr. Dann wurde es lauter und lauter. Die Hilfe kam. Die Flugzeuge waren beinahe über uns.

„Zünd' an, zünd' an!" schrie ich. Billy saß hinter dem Maschinengewehr, auch der andere Soldat lag schußbereit. Wir hatten alle die Finger am Abzug.

Da schoß aus den Büschen eine Flamme hoch. Im gleichen Augenblick prasselte ein Geschoßhagel über den Soldaten her, der das Feuer angesteckt hatte. Der Mann sackte zusammen, rollte den Abhang hinunter, doch unverletzt. Im nächsten Augenblick stürzte ein Bandit auf ihn ein. Die beiden fochten wie Dämonen. Lange Messer blitzten im Schein des Petroleumfeuers. Eine Klinge stieg steil in die Luft, bohrte sich dann zolltief in die Brust des Banditen ein.

Surrend und schwirrend senkten sich die Flugzeuge ins Tal, landeten, überschütteten den Turm mit den Strahlenbündeln ihrer starken Scheinwerfer. Im nächsten Augenblick sprangen zwanzig Mann mit dem Gewehr in der Hand aus den Flugzeugen. Sie feuerten mit rasender Geschwindigkeit. Der Kampf war zu Ende.

Sie machten Billy zum Oberst. Eigentlich hätte er ja Feldmarschall werden müssen. Aber er liebte nicht so hohe Posten. „Du weißt", sagte er zu mir, als er wieder geheilt war und gerade in meinem Weingarten sechs Pfund Trauben verschlungen hatte, „du weißt, ich liebe die hohen Gehälter nicht. Da wird man schließlich reich dabei, und wenn ich erst soweit bin, dann lockt mein Wohlstand vielleicht irgend ein junges Mädchen dazu, mich heiraten zu wollen." Vom Heiraten aber wollte Billy um keinen Preis etwas wissen.



Ein wirkungsvolles Gefallenendenkmal der Münchener Landespolizei.

Das Grabmal der Landespolizei auf dem Westfriedhof in München.

Zu Ehren der Gefallenen der Münchener Landespolizei wurde auf dem Westfriedhof in München ein Denkmal aufgestellt, das eine Kriegergestalt von kraftvoller Schönheit darstellt. Der Entwurf des Denkmals stammt von Professor Emele in München.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 44 Mittwoch, 4. November 1931

Die Passagiere der „Concord"

Die erste deutsche Siedelung in Nordamerika. William Penn und die Krefelder Mennoniten.

Von G. W. Hammer-Jersey City.

Wenige Ereignisse seiner kurzen Geschichte klingen im nordamerikanischen Volke derartig nach wie die Landung der „Mayflower" an der Küste des heutigen Massachusetts. Denn mit dem Eintreffen des Schiffes in der Neuen Welt wurde vor mehr als dreihundert Jahren der Grundstein zu den Vereinigten Staaten gelegt. Nachkomme eines Passagiers der „Mayflower" zu sein, von einem Manne aus der Mitte jener hundert ersten englischen Einwanderer abzustammen, ist heute noch ein Freibrief, der dem Träger alle Türen öffnet.

Es wäre nur gerecht, würde das amerikanische Volk in seiner Gesamtheit der Landung eines anderen Schiffes, das rund sechzig Jahre später an der Ostküste der Neuen Welt eintraf, eine ähnliche Bedeutung beimessen. Zweihundertfünfzig Jahre werden demnächst vergangen sein, seitdem mit der „Concord" die ersten deutschen Einwanderer amerikanischen Boden betraten. Sie waren entweder die Vorfahren oder die Vorboten der über zehn Millionen Deutschblütigen, die heute in den Vereinigten Staaten das größte nicht englische Element darstellen und maßgebenden Einfluß auf die geistige und wirtschaftliche Entwicklung ihrer zweiten Heimat ausgeübt haben.

Dreizehn Familien, im ganzen 40 Menschen, brachte die „Concord" damals. Krefelder Weber waren es, Anhänger der Sekte Menno Simons', die in der Heimat um ihres Glaubens willen zu leiden hatten. Zu ihnen kam eines Tages der englische Quäker William Penn.

Er erinnerte sich dieser Weber, als er vier Jahre später für eine ererbte Forderung in Höhe von 320 000 Mark vom englischen Staat einen Landstrich am Westufer des Delaware erhielt. Er war nicht nur ein Menschenfreund, sondern auch ein guter Geschäftsmann und sah in den fleißigen Deutschen die besten Kolonisatoren für das Reich, das er in Nordamerika gründen wollte. Wie ein Geschäftsmann verstand er auch geschickte Propaganda zu machen. Er ließ zu Tausenden Druckschriften in der Alten Welt verteilen, in denen er die Reize und Vorzüge Pennsylvaniens — wie er sein Gebiet genannt hatte — in den lebendigsten Farben zu schildern wußte. In diesen Schriften erteilte er den Auswanderungslustigen gleich die geeigneten Ratschläge, klärte er sie über die beste Reisezeit und über hundert sonstige Fragen von Interesse auf.

Einer von William Penns Werbern, Benjamin Furly, bereiste die Rheinlande und kam auch zu den Krefeldern. Er verstand es, verschiedene Familien für den Plan des Quäkerführers zu begeistern, und unter der Führung des fränkischen Schulmeisters Franz Daniel Pastorius erwarben diese 40 000 Morgen Land in Pennsylvanien. Man malte ihnen ja auch den Himmel auf Erden. Schrieb doch der Penn in einer seiner Druckschriften: „Riesenwalfische wiegen sich in der Mündung an der Mündung des Delaware. Wir haben in einen Jahr elf von ihnen erlegt und Oel aus ihnen gemacht. Der Walfang wird ein gutes Geschäft sein. Den ganzen Sommer über wimmeln unsere Flüsse von Stören. Alsen, eine ausgezeichnete Fischart, gibt es in derartigen Mengen, daß Kapitän Smyths Aufseher einmal 600 Stück mit einem einzigen Zuge fing. Die Heringsschwärme sind unglaublich zahlreich. In kleinen Flußmündungen kann man sie in Bütten schaufeln." Bier, Wein, alle Obstsorten, Melonen und hundert anderlei Dinge, die in Deutschland nur um teures Geld zu haben waren, sollte es in Hülle und Fülle geben.

An einem schönen Herbstmorgen landete die „Concord". Pastorius, der sechs Wochen vorher gefahren war und in einer kleinen Erdhütte hauste, empfing die Landsleute. Das leuchtende Rot eines wundervollen Sonnenuntergangs wob einen verklärenden Schleier um die neue Heimat, als die dreizehn Familienväter sich in Pastorius' Hütte versammelten, um das Los über die Ländereien entscheiden zu lassen, die ihnen zufallen sollten. An diesem Tage wurde Germantown gegründet, die Stadt der Deutschen, die erste deutsche Siedlung in der Neuen Welt. Die ersten Worte, die in dieser neuen Stadt gesprochen wurden, waren Pastorius' Grüße an die alte Heimat jenseits des Meeres, die sie nur verlassen mußten, weil sie dort nicht mehr in Frieden leben konnten: „Vergib uns, Heimat!"

Als der Winter kam, hatten die Deutschen sich kleine Hütten gebaut. Sie litten unter Kälte und Entbehrung und sahen nichts vom versprochenen Paradies. Pastorius selbst schrieb: „Spätere Geschlechter werden es nicht glauben wollen, in welcher Not das Leben dieser deutschen Stadt begann und mit welch christlicher Ergebenheit und welchem Fleiß es ertragen wurde."

Eben dieser deutsche Fleiß ließ sich nicht besiegen. Trotz aller Entbehrungen blühte die kleine Kolonie. Die Deutschen hatten ihre Webstühle mitgebracht, und von ihrem Leinen wußte bald jeder in Pennsylvanien, wie gut es war, daß „selbst Leute von Ansehen sich nicht zu schämen brauchten, wenn sie es trugen".

Von Germantown ging auch eine Bewegung aus, deren Folgen hundertachtzig Jahre später einen ganzen Erdteil erschüttern sollten. Vier Deutsche, Pastorius, Hendricks und die Brüder Op den Graff, sprechen sich als erste gegen die Sklaverei aus.

In den fast zweieinhalb Jahrhunderten, seitdem Germantown gegründet wurde, hat sich dort alles von Grund auf verändert. Philadelphia, der Bruderort, ist zur Zweimillionenstadt geworden und hat die deutsche Siedlung längst in sich einverleibt. Dieser Vorgang ist symbolisch geworden für das Schicksal des Deutschtums in den Vereinigten Staaten.

—⊙—

Amerikas Polizei geht energisch gegen die Alkoholschiffe vor



Der Vergnügungsdampfer „Pastime" wird in die Luft gesprengt.

Die amerikanischen Prohibitionsagenten haben jetzt den Kampf auch gegen die außerhalb der Drei-Meilen-Zone liegenden Vergnügungsschiffe, auf denen Alkohol ausgeschenkt wird, aufgenommen. Als kürzlich ein solcher Vergnügungsdampfer in den amerikanischen Hoheitsgewässern von der Polizei gefaßt werden konnte, wurde das Schiff von der Polizei beschlagnahmt und mit Dynamit gesprengt.

—⊙—

Auf der Hetzjagd nach dem Golde

Von William J. Makin,
dem bekannten Reisenden und Schriftsteller.

Kostbarer Wein funkelte in meinem Glase. Ich saß als Gast eines Millionärs in den Räumen des vornehmen Rand-Clubs in Johannesburg. Um uns war nur Luxus.

Da drängte sich mir die Frage auf: „Wie lange wird es wohl dauern, bis diese Schatzgruben hier, die Goldminen, erschöpft sind?" — Der Millionär zuckte lächelnd die Schulter: „Wer soll das wissen? Wer will sich darüber Gedanken machen? Solange ich lebe, wird es hier immer Gold geben."

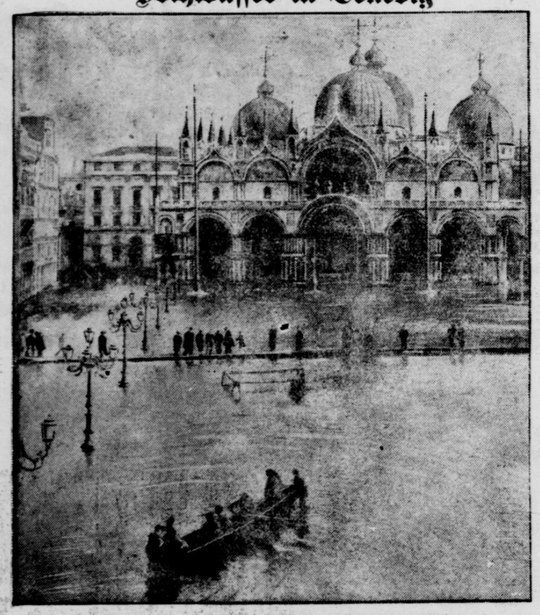
Zwischen diesem Abendessen in Gesellschaft des Johannesburger Millionärs und dem, was mir ein einsamer Goldgräber vor kurzem in den abessinischen Bergen vorsetzen konnte, war ein gewaltiger Unterschied. Es kostete mich damals große Mühe, das Lager dieses Mannes zu finden. Doch ich hatte dem Postamt in Addis Abebe versprochen, zwei an den Einsamen gerichtete Drahtnachrichten abzuliefern.

Er war ein alter Mann mit wundervoller weißer Mähne. Er hatte nur zwei Somalis als Träger und ein lächerlich kleines Zelt bei sich. Doch begrüßte er mich höflich.

Nervös fingerte er dann an den Telegrammen: „Sie entschuldigen." Er riß die Umschläge auf, beugte sich ein, zwei Minuten lang über das Papier. Seine Hand zitterte. „Bitte", flüsterte er schließlich, „bitte lesen Sie mir die Telegramme vor! Ich bin halb blind. Zwei Jahre Aufenthalt in dieser verdammten grellen Sonne! Die Somali dürfen nichts davon wissen. Sie würden nicht länger einem Manne folgen, der nicht zielen kann."

So las ich ihm die Telegramme vor. Eines kam von einer bekannten Minengesellschaft

Hochwasser in Venedig



Auf dem Markusplatz dehnt sich eine riesige Wasserfläche aus. Ein anhaltender Regen hat die Kanäle von Venedig mit Hochwasser gefüllt; sie sind über die Ufer getreten und haben Straßen und Plätze der Märchenstadt unter Wasser gesetzt. Der Schaden ist erheblich.

in Johannesburg: Solange der Goldsucher nicht eine vom Kaiser Tasari unterzeichnete Konzession für die angeblich entdeckten Goldfelder vorweisen könne, würde nichts in das Unternehmen hinein gesteckt.

„Diese Konzession erstrebe ich nun schon seit einem Jahr", murmelte der Goldsucher. „Ich habe es mit Bestechungsgeldern versucht, doch es war nicht genug." — „Haben Sie denn Ihr Goldfeld gefunden?" fragte ich.

Er sah mich mit dem Mißtrauen des einsamen Goldsuchers an. „Zwei Meilen von hier", flüsterte er dann. „Oben taugt es nichts, sieht es nach nichts aus. Doch es ist eines der besten Goldfelder in Afrika. Was steht aber im zweiten Telegramm?"

Es sagte, Joyce würde am 10. November heiraten und die Familie hoffe, der Vater möchte bis dahin nach Johannesburg zurückgekehrt sein. Es schloß mit den Worten: „In Liebe, Deine Mary."

„Meine Frau", sagte der Alte. „So so, Joyce, unsere Jüngste, will heiraten! Ich habe seit drei Jahren keinen von der Familie gesehen. Stets nach Gold gesucht. Sie haben mir immer wieder gekabelt, ich sollte zurückkommen. Aber ich kann das Feld hier nicht aufgeben. Ich stehe ja unmittelbar vor dem Glück. Uebrigens, welches Datum haben wir heute?" — „Den 10. November."

Einen Augenblick schwiegen wir beide. Die Somali breiteten eben eine Decke auf die Erde. Dann kam das Essen. Eine Dose Sardinen, ein Laib Brot, zwei Tassen dampfenden Tees, das war alles. Der Alte bat um Entschuldigung: „Nicht einmal Schnaps habe ich. Sie nehmen es mir doch nicht übel?" — Ich schüttelte den Kopf, hob die Tasse: „Auf Joyce's Wohl!" Der Goldsucher im weißen Haar beugte den Kopf. Ich sollte wohl ein paar Tränen nicht sehen.

Dieser Mann dort in der abessinischen Wildnis war nur einer unter Tausenden seiner Art. Er stürmte seiner Zeit als einer der Ersten nach dem Yukon, er hatte in Australien nach Gold gegraben, war dann nach dem Rand gekommen. Zweimal hatte er ein Vermögen erworben, zweimal alles wieder verloren, nun nicht der Mut.

Ein paar Wochen später saß ich auf der Terrasse meines Hotels in Port Sudan am Roten Meer. Da kam ein schwarzgebrannter Engländer, der nur einen Stock trug, die Treppe herauf, bestellte Eisgetränke und ein heißes Bad. Auch ein Goldgräber. Er war zwischen den Bergen herumgestrichen, die so lebhaft an eine Mondlandschaft erinnern, immer auf der Suche nach der Quelle jener Goldkörner, die man hier und dort am Strand des Roten Meeres findet.

Wir kamen ins Gespräch. „Hier herum", sagte er, „muß irgendwo ein richtiger Goldberg sein. Ich werde ihn finden, und wenn ich mein ganzes Leben lang suchen muß." Vierundzwanzig Stunden später verließ er wieder das Hotel.

Auf der ganzen Erde geht diese Hetze nach dem Golde weiter. Doch während einzelne Menschen unerhörte Strapazen durchmachen, um das gelbe Metall zu finden, liefern die Schachtgruben um Johannesburg noch immer den größten Teil des Goldes für alle Welt.

„Wir können, was Goldförderung anlangt, jeden schlagen", sagen die Optimisten von Johannesburg, „denn wir haben die besten Maschinen und die billigsten Arbeitskräfte." Sie haben recht. Tausende von Schwarzen werden im Randgebiet hinter Stacheldrahtzäunen zusammengehalten. Aber selbst diese Quelle von Arbeitskräften ist nicht unerschöpflich. In den Goldbergwerken um Johannesburg wütet die Schwindsucht. Sie verlangt jedes Jahr Tausende von Opfern. Schwarze, die glücklicher gewesen sind, kehren nach zweijähriger Arbeit in den Minen im Besitze eines Einglases und gelber Handschuhe in ihre Dörfer zurück, um dort ein Weib zu kaufen und sich niederzulassen.

Je tiefer die Schächte der Goldbergwerke in das Erdinnere hineingetrieben werden, um so tödlichere Wirkungen üben Staub und Hitze aus. Vor zwei Jahren erreichte eine Johannesburger Mine mit rund 2500 Metern die größte Tiefe, die je in einem Bergwerk erbohrt wurde. Welche Gluttemperatur dort unten herrschen muß, kann sich jeder ausrechnen. Ich war selbst dort und kroch mit den Schwarzen in Löcher, in denen wir schwitzten wie in einem türkischen Bad. Wenn dann noch die Bohrmaschinen arbeiteten, war der Lärm so ohrenbetäubend und der Staub so erstickend, daß alles Gold auf Erden mich nicht zu dieser Arbeit locken könnte.

Verschiedene Bergsachverständige erklären, drei Kilometer wäre die größte Tiefe, die man im Randgebiet erreichen könne. Möglich, daß die moderne Wissenschaft den Goldbergarbeiter mit einer Ausrüstung ausstatten wird, die ihm eine Tätigkeit in noch größerer Tiefe erlaubt. Doch dann werden die Unkosten wahrscheinlich zu hoch sein.

Augenblicklich werden aus den Minen des Randgebiets jährlich für rund 800 Millionen ℳ Gold gewonnen. Das ist die Hälfte der Weltgewinnung. Sachverständige Berechnungen schätzen den noch abbaufähigen Vorrat an Golderz im Johannesburger Gebiet auf rund 550 Millionen Tonnen. Das heißt: Die Ausbeute wird noch für weitere drei Jahre auf der augenblicklichen Höhe bleiben, um dann ständig zu sinken.

So suchen einzelne Männer, Gesellschaften und Finanzgrößen auf der ganzen Welt nach neuem Gold. Es ist ganz interessant, sich Gedanken darüber zu machen, wo die nächsten großen Funde wohl erfolgen werden. Ich nannte schon die abessinischen Berge. Die Erzählungen vom dortigen Gold sind nicht reine Märchen. Eingeborene haben dort schon oft gegraben, und das gelbe Metall findet sich in so reinem Zustande, daß es weich wie Blei ist. Die Gier nach dem Golde Abessiniens stand hinter den großen Ehrungen, die europäische und amerikanische Diplomaten dem Kaiser gelegentlich seiner kürzlich erfolgten Krönung erwiesen.

In Australien befinden sich augenblicklich zwei Expeditionen auf der Suche nach einer anderen Schatzgrube dieser Art. Beide sind mit Flugzeugen ausgerüstet, die ihnen bei der Erkundung des unbekannten Inneren und — wenn nötig — bei der Verproviantierung und Rettung verirrter Expeditionsmitglieder helfen sollen. Die Erzählung von diesem gesuchten Goldfeld geht auf die Berichte eines Goldsuchers namens Earle zurück, der vor etwa dreißig Jahren aus dem Inneren Australiens wundervolle Proben goldhaltigen Quarzes mitbrachte. Er ergänzte seine Erzählung von einer fabelhaften Goldhöhle, die durch Eingeborene bewacht werde, durch eine in rohen Zügen entworfene Geländeskizze. Seit drei Jahrzehnten haben seine Erzählungen die Goldsucher Australiens nicht ruhen lassen.

Wer eines schönen Abends ein gewisses Kaffeehaus im Pariser Stadtteil Montparnasse betritt, wird wahrscheinlich einen entschlossen aussehenden jungen französischen Ingenieur beim Dominospiel antreffen. Das ist der Mann, der behauptet, das Geheimnis wahrer Berge von Gold zu kennen, die in den Urwäldern Brasiliens liegen sollen. Roger Courteville unternahm vor einiger Zeit eine Reise nach den Quellen des Amazonenstroms, um dort einen Flughafen für eine Gesellschaft anzulegen, die ihr Flugnetz über Südamerika ausspannen will. „Ich habe mit Goldsuchern gesprochen", sagt Courteville, „die behaupten, soweit sie hätten sehen können wären Stapel von Gold ausgebreitet gewesen. Die Vermögen der Ford und Rockefeller seien im Vergleich dazu Bagatellen. Aber diese Goldsucher haben eine derartige Angst vor den vergifteten Pfeilen der Indianer, vor den Schlangen und Moskitos, vor dem Verhungern, daß nichts auf der ganzen Welt sie zur Rückkehr dorthin veranlassen könnte."

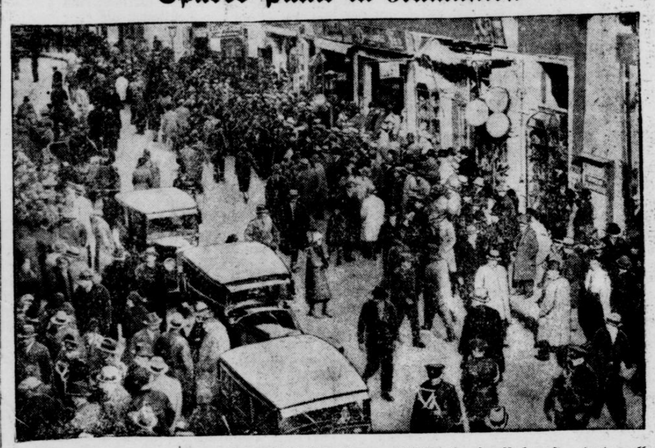
Diese geheimnisvollen Goldberge sollen nördlich von Cuyaba im Herzen Brasiliens liegen. Courteville hielt sich dort mehr als zwei Jahre lang in Begleitung seiner Frau, einer Brasilianerin, eines Mechanikers und einiger eingeborenen Ruderer auf. „Es gibt keinen Zweifel", sagt er, „daß dort Gold in großen Mengen vorkommen muß. Allein schon das viele gelbe Metall, das sich in den Flußbetten findet, beweist, daß dieses Gold von den Bergen herabgewaschen wurde. In verschiedenen Gegenden, die Hunderte von Kilometern von einander entfernt lagen, sah ich die Frauen Halsketten aus großen Goldkörnern tragen."

Wen dieses Dorado nicht lockt, der schließt sich vielleicht lieber der Legion von Goldsuchern an, die in Mexiko so gut wie in China oder im Kongogebiet die Erde durchwühlen.

Doch wenn ich in die Verlegenheit käme, mich an einer Jagd nach Gold zu beteiligen, so würde ich nach Neuguinea gehen. Denn hier wird das Dorado von morgen sein. In den fast undurchdringlichen Urwäldern der Insel sind große Goldvorkommen entdeckt worden. Eine Expedition schlug sich trotz Krankheiten, Hunger und Verfolgung durch Kopfjäger mit zweitausend Unzen (rund 115 Pfund) Gold zum nächsten europäischen Posten durch. Mehr hatten die Leute nicht tragen können.

Jetzt halten sich viele australische Goldgräber auf Neuguinea auf. Doch nur wenige haben es gewagt, in die Urwälder einzudringen. Die Aengstlichen suchen in den Flußbetten nach dem gelben Metall, das aus dem Inneren gespült wurde. Aber nur Männer, die einen abgehärteten Körper besitzen, können diesem Beruf nachgehen. Der Goldtopf, den jeder zu finden hofft, ist nicht leicht zu erreichen. Doch die eigentliche Freude an der Arbeit liegt weniger im Finden als gerade im Suchen.

Sparer-Panik in Rumänien



Ansammlung von Sparern vor den geschlossenen Schaltern der Marmorosch-Bank in Bukarest.

Infolge der schweren Kreditkrise, unter der fast alle mitteleuropäischen Staaten leiden, ist jetzt eine der größten rumänischen Banken, die Marmorosch-Bank in Bukarest, trotz aller Stützungsversuche der Regierung zusammengebrochen. Zahlreiche Einleger haben große Verluste erlitten, sodaß ein Sparersturm auch auf die anderen rumänischen Bankinstitute einsetzte.

Eine Fabrik aus Stahl und Glas



Riesenhafte neue Fabrikanlage in Rotterdam, die völlig aus Stahl und Glas errichtet ist. Das Gebäude ist nicht nur in seiner Linienführung von außerordentlicher Schönheit, sondern bietet auch den Arbeitern helle und gesunde Werkräume.

Das erste Messer

Bronzezeitliches von Oskar Karich.

Abseits vom Gräberfeld wurde die Urne gefunden. Hunderte von Scherben bildeten mit Knochenresten, einer Kugelkopfnadel und einem schön erhaltenen Bronzemesser ein wüstes Durcheinander. Es gelang mit unendlicher Mühe, die Urne zusammenzusetzen. Nun steht sie vor uns und entzückt unsere Augen durch ihre Formenschönheit, durch die wunderbare harmonische Linienführung. Man sinnt und träumt . . . Viertausend Jahre versinken . . .

Die Wasser rauschten aus Schründen und Schluchten. Die Wolken brachen auseinander, und in den Niederungen traten die Flüsse über die Ufer. Donnern und Brausen erfüllte die Täler. Die Wasser kletterten an den Hängen hinan.

Sie kamen auch zur Wohngrube des „Grauen Elch", der mit Weib und zwei Söhnen an der Felslehne hauste, die den Eingang des langgezogenen Tales bewachte. Stumm nahmen die Männer ihre Steinbeile und wanderten bergan. Unbeweglich sah die Frau der Vernichtung ihrer Wohnstätte zu. Das Gurgeln des Wassers schnitt ihr ins Herz; sie wandte sich verzweifelt um und schritt den Männern nach.

Nach ziellosem Umherirren auf Wildpfaden und Lichtungen, nach nassen, triefenden Nächten unter Bäumen und Felsvorsprüngen entschied sich der „Graue Elch" für einen von Kiefern umstandenen sandigen Hügel.

Mühselige Arbeit begann. Die Frau keuchte unter den Lasten vom Sturm zersplitterter Aeste. Schaufelte mit den Händen die Erde aus dem Rund der angelegten Grube. Der Bau der Wohnhütte war ihre selbstverständliche Aufgabe. Ihr Herr und Gebieter hatte mit der Auffindung der Wohnstätte seine Schuldigkeit getan. Die Söhne schafften Lehm und Ton herbei und formten die erste Urne. Der „Graue Elch" hatte sich bereits in seine Hauptarbeit vertieft. Seit zweimal soviel Monden, wie er Finger an den klobigen Händen hatte, arbeitete er an seinem neuen Steinbeil. Als das Hochwasser kam, war dies Steinbeil das erste, was er an seiner Brust barg. Wenn er daran arbeitete, durfte ihn niemand stören, und als neulich die beiden Söhne mit der schwarzzottigen Haut eines erlegten Bären heimkehrten und diese dem Vater ehrerbietig vor die Füße breiteten, schaute er nicht einen Augenblick von seiner Arbeit auf, wiewohl der erste erlegte Bär eine Heldentat sondergleichen war. Er grunzte zornig in seinen Bart, und die beiden Jünglinge mußten das prächtige Fell scheunlos wegtragen.

Es war aber auch ein seltenes Steinbeil. Ein langgestreckter, glitzernder Quarzstein, dessen schlankes Ende von der unermüdlichen Hand des „Grauen Elch" sorgfältig behämmert würde. Als Meißel diente ein wuchtiger, noch härterer Quarz, und bei jedem Schlag sprühten Funken. Neben ihm lag sein altes Beil, das er in jungen Jahren angefertigt hatte. Ein mit Hammelsdärmen befestigter Eichenknüppel diente als Schaft. Doch seit er auf jener denkwürdigen Jagdstreife durch den Urwald seinem nächsten Nachbarn begegnete und in dessen Hand ein wunderbares, neuartiges Beil gewahrte mit einem Schaft, der mitten hindurch ging, seitdem gefiel ihm seine alte, treue Wehr nicht mehr.

Die neue Waffe erhielt den letzten Schliff. Das Loch für den Schaft klaffte wie eine Wunde. Nach je zehn Schlägen hob der Alte das Beil gegen die Sonne und war beglückt von der edel geschwungenen Form. Arbeit seiner Hände. Arbeit mit Mühe und unglaublicher Geduld . . . Die erste Jagd mit der neuen Waffe . . . Was soll das für eine Jagd werden? Wie rasch wird die Haut des Hirsches mit des neuen Beiles haarscharfer Schneide vom Körper getrennt! Blitzschnell!

Der Alte ruhte aus und blickte weithin über die Wipfel des Waldes. Er dachte an Kämpfe mit Menschen, Tieren und Naturgewalten. Sein ganzes Leben war ein Kampf. Brust an Brust. Gegen Menschen und Tiere blieb er Sieger. Den Gewalten der Natur mußte er sich beugen.

Stimmen klangen an sein Ohr. Er erkannte seine Söhne, sein Weib — und eine fremde Stimme. Die Seinen waren erregt. Ein fremder, dunkelhäutiger Mann zog ein bepacktes, struppiges Pferd hinter sich her. Er verneigte sich demütig vor dem „Grauen Elch": „Der Rauch eures Feuers führt mich, o Gebieter, zu euch. Schon ein Stück Weges atme ich den Duft des Rehes dort am Spieße. Doch nicht

Das Ende des letzten deutschen Dreideckers



Die Trümmer des abgestürzten Flugzeugs bei Osnabrück.

Der letzte deutsche Dreidecker, eine Maschine, die während des Weltkrieges der Kampfstaffel Richthofen angehört hatte, stürzte bei einem Flugfest in Osnabrück ab und wurde völlig zerstört.